

Ein Besuch bei der Elite in Zürich - ein politischer Reisebericht

Karsten Hees

26. Februar 2004

Vom 28.01.-30.01.2004 hat eine Blockvorlesung zum Gebiet der Wachstumstheorie an der ETH-Zürich stattgefunden, vorgetragen von Theo Eicher, einem renommierten Wissenschaftler, der in der Tradition von Solow, Romer und Jones einen Meilenstein mit der Entwicklung von „Non-Scale Growth Models“ für den Mainstream gelegt hat. Am Rande dieser Veranstaltung war es mir erlaubt, einen Einblick in die Arbeit des Instituts für Ressourcenökonomik unter der Leitung von Lucas Bretschger zu gewinnen, das sich in seiner breit gefächerten Arbeit, repräsentiert durch die unterschiedlichen Forschungsprojekte der Mitarbeiter, auf die Methoden der Wachstumstheorie stützt. Aus dieser Erfahrung dort lässt sich ein empirischer Begriff der Elite ableiten, der meinesserachtens konträr zu dem ist, der in Deutschland gedacht und empfunden wird.

Zurzeit wird in Deutschland der Begriff der Eliteuniversität gerne verwendet, um den Zustand der bestehenden staatlichen Universitäten zu verschleiern. Es wird ein nicht existierendes Projekt in die Zukunft projiziert, das Deutschland aus seiner Wachstumsschwäche und schwächelnden internationalen Konkurrenzfähigkeit erlösen soll. Letztendlich handelt es sich aber um eine Projektion, welche die Umverteilung der Universitätsressourcen in die Länderhaushalte rechtfertigen soll. Sollten irgendwann tatsächlich Eliteuniversitäten existieren, dann werden Ressourcen aus den Länderhaushalten an die Eliteuniversitäten transferiert, aber so, dass diese Ressourcen geringer ausfallen werden als jene, die zuvor aus den Universitäten zweiter Klasse abgezogen worden sind, d.h. die Länderhaushalte werden in diesem Umverteilungsprozess saniert. Dieselbe Absicht verbirgt sich übrigens auch hinter der Konzeption der Studiengebühren.

Neben dieser Umverteilungspferdie scheint der Begriff der Elite gerne von Personen auf sich selbst bezogen zu werden, die mit allem Nachdruck versuchen, sich zu etwas Besonderem zu stilisieren. Die Verwendung des Begriffs

der Elite in diesem Sinne weist auf abfälliges Gehabe gegenüber anderen hin, keinesfalls aber bringt das Betonen der eigenen Besonderheit durch die Abwertung anderer die besondere Leistungsfähigkeit einer Person oder Gruppe zum Ausdruck.

Der Begriff der Elite, so wie man ihn in Zürich beobachten kann (oder wie ich glaube ihn dort beobachtet zu haben), schließt vielmehr persönliche Leistungsbereitschaft, Offenheit, Kooperation, ständige Selbstkontrolle des Erreichten, Selbstreflexion als Mensch und Wissenschaftler und eine gute Ausstattung mit Humankapital und Sachmitteln ein. Offenheit bedeutet sowohl Gedanken, die jenseits des Mainstream liegen, aufzunehmen als auch Gedanken, die dem eigenen Fach nicht angehören.

Ökonomen der Wachstumstheorie verfügen über ihre eigene Methodik, die sich weitgehend auf mathematische und ökonometrische Methoden bezieht. Zu nennen ist hier zum einen die dynamische Optimierung und die analytische sowie numerische Lösung von Differentialgleichungssystemen in ihrer meist einfachsten Form und zum anderen die ökonometrische Untersuchung von Kausalitäten zwischen ökonomischen Variablen. Das typische der ökonomischen Wachstumstheorie besteht darin, mit Hilfe dieser Methoden eine Methodik der Abbildung von ökonomischen Anreizsystemen zu generieren, die Wachstum erklären können. Dabei spielt die dynamische Anpassung der Allokation an ein Gleichgewicht eine Rolle sowie die damit einhergehenden Distributionseffekte, letztendlich aber das Wachstum des Einkommens. Bei der Generierung von Wachstumsmodellen ergibt sich immer wieder die Schwierigkeit allgemeine Modelle, die die Wirklichkeit am besten approximieren, zu erhalten. Sie besteht darin, dass Modelle noch lösbar sein müssen, um überhaupt zu Aussagen über die Wirklichkeit zu kommen. Damit beginnt ein schwieriger Entwicklungsprozess, der viele „knife edges“, wie Theo Eicher sagt, enthält, nämlich dass sich die Wirklichkeit nur unter restriktiven Annahmen beschreiben lässt.

Um wirklichkeitsnahe Modelle konstruieren zu können, d.h. solche, die ökonometrische Tests bestehen, bedarf der Wachstumstheoretiker der Offenheit. Dabei ist die Offenheit gegenüber Wissenschaften besonders wichtig, die viel Erfahrung mit der Messung von Größen haben, die ähnlich denen sind, die Einfluss in Wachstumsmodellen haben. Als eine solche Wissenschaft ist die Soziologie zu nennen. Solows Wachstumsmodell konnte 87 % des Wachstums nicht erklären. Soll es gelingen Wachstum zu vollständig zu erklären, müssen neben Forschung und Entwicklung, Bevölkerungswachstum, Technologiediffusion, Institutionen etc. weitere Einflussgrößen gefunden werden. Andere Wissenschaften können dazu einen belebenden Beitrag leisten.

Oftmals sind viele Begriffe auch in der Wachstumstheorie unscharf, wodurch Einflussfaktoren nicht sauber getrennt werden können und somit auch

übersehen werden. Gelegentlich entsteht der Eindruck, als wollten Ökonomen das Rad neu erfinden und bleiben dabei als Spezialwissenschaftler an der Oberfläche. Dies hat nichts mit dem tatsächlichen Bemühen um Klarheit zu tun, aber mit dem institutionalisierten Fehlen von fächerübergreifender Kooperation.

In Zürich hat Theo Eicher sein neuestes Forschungsprojekt vorgestellt, dass sich mit dem Einfluss von Institutionen auf das Outputwachstum beschäftigt. Häufig steht am Anfang solcher Überlegungen ein Brainstorming, in diesem Fall darüber, was Institutionen sind und wie sie auf Wachstum wirken. Dieses Brainstorming kann dadurch präziser werden, dass solche Autoren wie Rousseau, Kant, Hegel, Smith, Parsons und Luhmann um Rat gefragt werden. Allein die Beschäftigung mit Kant und Hegel macht deutlich, dass es eine Unterscheidung zwischen formellen und informellen Institutionen gibt bzw. eröffnet die Diskussion darüber, was überhaupt unter „Institution“ verstanden werden soll. Rousseau wiederum gibt einen Hinweis darauf, dass formelle (z.B. staatliche) Institutionen erst zu einem späteren Zeitpunkt der Menschheitsgeschichte entstehen konnten.

Damit sind wir bei einer weiteren Misere in Deutschland als Folge der Umverteilungspferdie angelangt, nämlich der drohenden Schließung von Studiengängen und dem damit verbundenen Rechtfertigungsdruck der nicht offensichtlich produktiven Wissenschaften. Allen ist klar: wir brauchen die BWL! Ohne die BWL gibt es keine Führung, ohne die BWL gibt es keine Erforschung des Marktverhaltens, ohne die BWL gibt es keine praxisbezogene Kostenoptimierung. Allen ist klar: wir brauchen die Ingenieurwissenschaften! Ohne Ingenieure gibt es keine Autos, keine Raumfahrt, keine Energie. Allen ist klar: Wir brauchen ISPA! Wer soll sonst die Menschen betreuen - seien es vernachlässigte Jugendliche, Alte, physisch und psychisch Kranke - denen das System keine Funktion zuweist? Allen ist klar: Wir brauchen Informatik. Wer soll sonst die Netze knüpfen, über die die Informationen fließen, die wir für unser Wirtschaften brauchen?

Was ist aber mit der VWL bzw. Wachstumstheorie, der Philosophie oder der Soziologie? Mittlerweile müssen sich die in diesen Bereichen arbeitenden Wissenschaftler mehr Gedanken über ihre Existenz, über ihre Existenzberechtigung und ihre Selbstverwaltung machen als sie sich über ihre fachlichen Inhalte machen dürfen. Jenen, die meinen, wir könnten auf diese Wissenschaften verzichten, sei folgendes ein für allemal gesagt: Die Inhalte dieser Wissenschaften beschäftigen sich mit dem Zusammenhalt und der Zukunft der Gesellschaft sowie dem Individuum in ihr. Insbesondere die Philosophie ermöglicht es dem einzelnen sich als Individuum zu reflektieren und seine Position in der Gesellschaft mit all der Verantwortung zu erkennen. Wer meint, wir bräuchten nur die Gegenwart statt Geschichte und Zukunft (Dynamics),

wir bräuchten nur Kübelböcks als unsere Lehrer und alle anderen Inhalte unserer persönlichen, zukünftigen und globalen Existenz gingen uns nichts an, der führt uns in die Schattenexistenz. Wo inhaltslose Unterhaltung, wo bloße Information - die nie frei ist von Manipulation - unsere eigene Erkenntnis und unsere eigenen Erkenntnisbemühungen ersetzen, braucht sich keiner mehr zu wundern, warum Wohlstand und Wohlfühlen vor die Hunde gehen und Existenzangst und Isolation die neuen Zivilisationskrankheiten sind.

Am Institut für Ressourcenökonomik an der ETH in Zürich besteht keine Notwendigkeit zur Rechtfertigung. Mit Selbstverständlichkeit kann dort geforscht werden. Etwa 6 Personen, deren Existenz relativ gesichert ist, bewegen sich mit ihren Forschungsrichtungen auf etwa gleicher methodischer Grundlage. Meine Erfahrung zeigt, dass sich aufgrund relativer komparativer Vorteile schneller Wissenslücken schließen lassen. Dies setzt allerdings Kommunikation voraus. Neben der Tätigkeit im dunklen Kämmerlein bedarf es des Austauschs und der gegenseitigen Hilfe. Hilfe und Austausch im Hinblick auf ein spezifisches Projekt sind nur dort möglich, wo sich relativ viele Personen auf gleicher theoretischer Basis bewegen. Zur Zeit wird in Siegen diskutiert, wie sich mehr Absolventen und Promoventen produzieren lassen. Zur gleichen Zeit wird bemängelt, dass das Verhältnis von Professoren zu Mitarbeitern schlecht ist. Beides hängt miteinander zusammen. Ein Professor alleine kann Promoventen auf gleichem wissenschaftlichen Gebiet - so sehr er sich auch bemüht - nicht alleine optimal betreuen. Ein Professor hat seine eigene Forschung, hat seine Lehrveranstaltungen und muss sich in der Selbstverwaltung abmühen. Steigende Skalenerträge im Wissen und damit höhere Promoventenzahlen lassen sich nur durch höhere Mitarbeiterzahlen gewährleisten. Mitarbeiter, die aufgrund des gegenseitigen Austauschs schnellere Fortschritte in ihrer Doktorarbeit machen, können aufgrund der Zeitersparnis die Studenten besser betreuen: Je höher das Wissen der Mitarbeiter und je höher die Klarheit über die wissenschaftliche Materie und die damit verbundene bessere Vermittlung des Stoffes, desto bessere Absolventen, die wiederum bessere Promoventen sind. Was ich mich besonders unter Ökonomen frage: Macht sich überhaupt jemand Gedanken über die Generierung von steigenden Skaleneffekten im Universitätsbereich oder fällt allen nur ein, die Bildungsniveauschraube nach unten zu drehen?

Der Gedanke durch Verkürzungen des Stoffes schneller mehr Absolventen zu erzielen, scheint mir absurd. Schwere Gedanken lassen sich genauso schnell lernen wie einfache Gedanken - wenn das Umfeld stimmt! Und einfache Gedanken lassen sich auch nicht lernen - wenn das Umfeld nicht stimmt! Die Intelligenz ist in Deutschland wie sonst auch überall in der Welt normalverteilt. Warum sollten wir Absolventen mit weniger Wissen produzieren als in Zürich? - wenn das Umfeld stimmt!

Gelegentlich wird diskutiert, ein allgemeines Doktorandenstudium aufzubauen. Diesem Vorschlag würde ich nur eingeschränkt zustimmen. Jeder Doktorand sollte nach seinem Ermessen Kurse besuchen dürfen, die in erster Linie der Vertiefung der Methode seines Fachgebiets dienen. Außerdem sollten Kurse angeboten werden, die sich mit dem konzeptionellen Aufbau einer Dissertation beschäftigen.

Neben den inhaltlichen Aspekten spielen sicherlich die räumlichen auch eine Rolle. Dem Gebäude nach hat die ETH in Zürich es wahrhaft verdient Hochschule genannt zu werden. In diesem altherwürdigen Gebäude, das von Semper, dem Erbauer der Semper-Oper in Dresden, erbaut wurde, bieten sich vielfältige Möglichkeiten, sich in Wandelhallen mit Sitzmöglichkeiten zu treffen und zu diskutieren. Das Institut für Ressourcenökonomik ist aus dem Hauptgebäude ausgelagert und dehnt sich über einen ganzen Hausflur mit ca. 6 großen Räumen aus. Auch hier gibt es modernste Ausstattung: Standardliteratur zur Wachstumstheorie und -methodik, Flachbildschirme, Kopierer, Farblaserdrucker, Espressomaschine. Die Mittelausstattung des Lehrstuhls beläuft sich auf ein Vielfaches dessen, was in Deutschland üblich ist.

Alle diese Aspekte zusammengenommen können nach meiner Vorstellung steigende Skalenerträge generieren. Aber mir ist auch klar: In Deutschland haben wir uns davon längst verabschiedet.